



Der Gott der Schwachen

von Patrick Becker

Im hohen Alter hat der italienische Kirchen- und Religionskritiker Gianni Vattimo einen bemerkenswerten Schritt hin zum christlichen Glauben vollzogen: Er formulierte in einem kleinen essayistischen Band, der auf Deutsch unter dem ausdruckschwachen Titel „Glauben – Philosophieren“ erschien, die Vermutung, dass im Kern des Christentums nicht der starke, allmächtige und jenseitige Gott stehe, sondern der schwache, geschundene und erniedrigte, der in Jesus Christus Mensch geworden ist. Damit stellte Vattimo sich in die alte Tradition der Kenosis-Theologie, die sich auf den Philipper-Hymnus stützt: „Er war Gott gleich“, heißt es dort über Jesus, „hielt aber nicht daran fest, wie Gott zu sein, sondern entäußerte sich und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich“ (Phil 2,6–7).

Vattimos Erkenntnis bestand darin, dass das so verstandene Christentum sich seinem eigenen Anliegen einfügt und zugleich anschlussfähig an die (post-)moderne Gesellschaft wird: Es ging Vattimo zeitlebens auf philosophischer und politischer Ebene um den Kampf für die Schwachen. Im Zentrum seiner Philosophie steht daher die Wertschätzung von Pluralität, des Konkreten und des*der Einzelnen. Das sind typische Anliegen postmodernen Denkens, wie es sich auch bei vielen anderen aktuellen Philosophinnen und Philosophen findet.

Vattimo fundiert dieses Anliegen, indem er ein schwaches Denken propagiert, das die Kulturbedingtheit unserer Argumente und Positionen in Rechnung stellt, und daher jeweils neue Abwägungen von Plausibilitäten einfordert. Eine starke, letztbegründete und daher nicht in Frage stellbare Wahrheit, eingebettet in eine große Metaerzählung mit absoluter Deutungshoheit über uns Menschen, lehnt er ab. Kirche kritisiert er, wenn sie sich als Sprachrohr einer derartigen starken Wahrheit inszeniert und daher absolute Setzungen vornimmt, denen sich das Individuum ein- und unterzuordnen hat. Das „stets wiederkehrende Problem in der Geschichte der Kirche [ist] diese Verabsolutierung bestimmter kontingenter geschichtlicher Horizonte“ (Vattimo, Glauben – Philosophieren, S. 53), fasst er pointiert zusammen.

Vattimo wirft damit nichts weniger als die These in die Debatte, dass das von ihm geforderte schwache Denken als Einlösung des Christentums zu verstehen sei. Er plausibilisiert das, indem er die (Zeichen-)Handlungen Jesu aufgreift, in denen sich Jesus gegen verkrustete starke Strukturen, gegen die Vorschriften der Hierarchie und Engführungen der institutionalisierten Religion wandte. Wenn Jesus in der Christentumsgeschichte auf die absolute, göttlich-

metaphysische Seite gestellt wurde, sei dies nicht im Sinne des Inkarnationsgedankens: „Besonders wird Jesus nicht getötet, weil er ein vollkommenes Opfer wäre, als das er immer verstanden wurde“, erklärt Vattimo in Verarbeitung von Gedanken von René Girard, „sondern weil er Träger einer Botschaft ist, die allzu radikal im Widerspruch zu den tiefsten (auf die Heiligkeit des Opfers zentrierten) Überzeugungen aller ‚natürlichen‘ Religionen steht“ (S. 79).

An die Stelle starker, ewiger Strukturen und Wahrheitsansprüche stellt Vattimo kontextbezogenes konkretes Handeln, das dem Liebesgebot folgt: Vattimos Anliegen des schwachen Denkens kann darin gesehen werden, die innerweltliche Verwirklichung der Liebe zum Maßstab unseres Urteilens und Handelns zu nehmen. Nun ist Vattimos Christologie verkürzt, er ignoriert nämlich die zweite Hälfte des Philipper-Hymnus, die eine Hoheitschristologie zum Ausdruck bringt. Tatsächlich betont Vattimo selbst, dass er die Glaube-Liebe-Hoffnung-Trias des Paulus (1 Kor 13,13) auf die Liebe beschränken wolle, da der traditionelle religiöse Glaube und die darin wesentliche Hoffnung auf ein Jenseits in der (Post-)Moderne an Wert verloren habe und nun eine Fokussierung auf das Diesseits geboten sei. Diesen Schritt wird das Christentum nicht mitgehen. Und dennoch kann die Theologie von ihm lernen.

Vattimo weist nämlich darauf hin, dass das Christentum sich am Handeln im Diesseits messen lassen muss, dazu eine ‚Hermeneutik der Liebe‘ entwickeln muss. Das sollte immer den Blick auf die Schwachen der Gesellschaft implizieren. Tatsächlich dürfte das mit dem philosophisch-kulturellen Großthema unserer Zeit Hand in Hand gehen, nämlich Gewalt auf allen Ebenen zu ächten und Machtstrukturen abzubauen.

Mit diesem Anliegen verwebt Vattimo das Christentum mit unserer heutigen postmodernen Zeit im Kern. Das Christentum muss sich demnach gar nicht an unsere heutige Zeit anpassen, sich dazu transferieren oder erst neuartig das Lesen der Zeichen der Zeit lernen. Wenn das Christentum die eigene Freiheitsbotschaft ernst nimmt, dann muss eine Passung an die heutige Zeit nicht künstlich hergestellt werden. Das Christentum, das kompatibel zur (post-)modernen Gesellschaft sein will, muss sich demnach nur auf seine eigenen Überzeugungen besinnen und die Botschaft Jesu ernst nehmen. Hierzu gehört eine gesteigerte Sensibilität etwa für Gewalt in der Familie, für Hierarchien und für Ungerechtigkeiten.

Der kirchliche Machtmissbrauch umfasst alle drei Ebenen: Er vermengt intimste Bereiche mit hierarchischen Strukturen und produziert himmel-schreiende Ungerechtigkeit. Daher darf die gesellschaftliche Empörung darüber nicht überraschen, dass hier Macht durch Hierarchie ausgeübt und gedeckt wird. Die Kirche wendet sich damit gegen die Urintentionen der postmodernen Gesellschaft und – so Vattimo – gegen ihre eigene Grundbestimmung im christlichen Glauben. Indem die Kirche die in der Gesellschaft gewachsene Sensibilität aufgreift und bei sich selbst umsetzt, erfüllt sie demnach ihren eigenen Auftrag. Die benötigte Transformation der Kirche ist also keine, mit der sie sich an den Zeitgeist anbieten müsste, sondern eine, mit der sie sich an ihrem Ursprung und an ihrer Wesensbestimmung orientiert. Nicht die veränderte Gesellschaft ist nämlich das Problem: Die ausgeübte Gewalt ist eben nicht durch die 68er-Revolution ausgelöst oder durch die moderne Sexualethik entstanden. Ganz im Gegenteil haben diese dazu beigetragen, ein Problembewusstsein zu schaffen, durch das die bestehende Gewalt aufgedeckt werden konnte.

Der Schrei der Betroffenen darf, ja muss daher als „besonderer ‚locus theologicus‘ für unsere Zeit“ gesehen werden, also als ein Ort, an dem wichtige Erkenntnisse für die Theologie und Kirche gewonnen werden können. Er ist für unsere Zeit bedeutsam, weil es erst das heutige gesellschaftliche Umfeld ist, das die Sensibilität für ihn geschaffen hat, und es an unserer Zeit liegt, das Übel zu bekämpfen; er ist besonders, da er ein himmel-schreiendes Unrecht zum Ausdruck bringt, das das Christentum im Kern berührt und aushöhlt. Es geht nicht nur um die Glaubwürdigkeit der Institution Kirche, es geht um den Kern des Glaubens, dem die Institution dienen soll.

Nun weist Jan-Heiner Tück darauf hin, dass damit die Erkenntnislehre von Melchior Cano, auf die die Rede von den loci theologici Bezug nimmt, verändert wird. Während bei Cano die „Eigen-Orte“, die auf der Autorität der Offenbarung basieren, einen Vorrang hätten, werde nun ein „fremder Ort“ bewusst bevorzugt. Die Reihung der ‚Orte‘ würde also verdreht. Tück beklagt, dass Canos Erkenntnislehre heute kreativ fort- oder nicht selten kühn umgeschrieben werde: „Die Liste der fremden Orte wird erweitert um Soziologie, Psychologie, Gendertheorie und andere Humanwissenschaften. Dabei geschieht eine signifikante Verkehrung: die Bedeutung der Humanwissenschaften als loci alieni wird aufgewertet, die normative Funktion von Schrift und Tradition aber abgeschwächt. Die ‚Zeichen der Zeit‘ werden behandelt, als komme ihnen Offenbarungsdignität zu“ (Tück, Vereinnahmungsfalle, S. 48).

Vattimo und mit ihm eine (post-)modern ausgerichtete Theologie werden diese Gegenüberstellung von ‚Orten‘ mit Offenbarungsdignität und solchen ohne kaum nachvollziehen können. Auch klingt hier eine Gegenüberstellung einer verobjektivierten Tradition mit

unserer heutigen Zeit an. Genau dagegen würde Vattimo opponieren. Hier hätte er die Sorge, dass letztlich die eingangs benannte Verabsolutierung bestimmter kontingenter geschichtlicher Horizonte stattfindet.

Lebendige Tradition passiert demnach auch heute, genauso wie Offenbarung. Damit lässt sich der Wert von Tradition gerade betonen, ohne die wir nichts wären, wie auch der von Institutionen, die für die Traditionsweitergabe und für religiöses Leben unabdingbar sind. Canos Loci-Lehre bietet also hervorragende Anknüpfungspunkte für eine Bestimmung theologischen Denkens und Argumentierens unter (post-)modernen Vorzeichen, wenn man die Orte nicht in eine verobjektivierte Reihung bringt, sondern eher ein dynamisches Wechselspiel sieht.

Möglicherweise ist der Zustand, dass über die Reihung nachgedacht wird, nicht das Problem, sondern Teil der Lösung. Dadurch lässt sich nämlich erstens reflektieren, wie Macht in der Kirche ausgeübt und inszeniert wird. Zweitens entsteht so ein Aushandlungsprozess, der den Wert der Strukturen, von Traditionsweitergabe und der Heiligen Schrift bestimmen hilft. Genau diesen Aushandlungsprozess erlebt die Kirche gerade, in der niemand – auch keine ernstnehmbaren Kirchenkritiker*innen – die Notwendigkeit von religiösen Institutionen grundsätzlich bezweifelt, sondern nur von einer bestimmten hierarchischen Form, deren Machtmissbrauch auch darin besteht, dass die Stimme Betroffener missachtet wird. Auch daher ergibt ihre Bezeichnung als ‚Ort‘ der Theologie Sinn: Ihre Missachtung kann nämlich als sicheres Indiz dafür gewertet werden, dass sich die Institution insgesamt in einer Schiefelage befindet. Daher muss Tück widersprochen werden: Das Problem liegt nicht in einer falschen Gewichtung der ‚Orte‘, sondern darin, dass ihre Gewichtung absolut gesetzt wird.

Der blinde Fleck in Vattimos Christentumsbestimmung darf sicherlich nicht verschwiegen werden: Er ignoriert schließlich den Verweis auf die jenseitige Bestimmung. Das ist wichtig, weil Christinnen und Christen darauf hoffen, dass ihre Begrenztheit, ihr Hoffen, ihr Leid aufgehoben werden in Gottes allumfassender Güte und – nur jenseitig vollumfassend realisierter – Macht. Daraus darf man sicherlich folgern, dass die innerweltlichen ‚Orte‘ zugleich Verweise auf das Mehr darstellen, das den Glauben an ein Jenseits impliziert. Das relativiert sie nun gerade nicht, weil der Verweis auf das Mehr eine neue Qualität eröffnet. Offensichtlich ist der Missbrauchsskandal eine immense Belastung für den christlichen Glauben, weil er nicht nur die Glaubwürdigkeit der Kirche in Frage stellt, sondern die Sinnhaftigkeit des Glaubens selbst. Gerade der Verweis auf das Mehr wird hier zerstört.

Man kann danach fragen, was passiert, wenn sich das Christentum nicht an den Schwachen orientiert. Hier mag Friedrich Nietzsche als warnendes Beispiel dienen: Seine Kritik am Christentum fokussierte darauf, dass es den Schwachen diene und die Starken unterdrücke. Diese Kritik ist Ausfluss und Teil seines Menschenbildes, das man ohne Übertreibung als menschenverachtend bezeichnen kann: Hier werden einige wenige Privilegierte über den Rest der Menschheit und an die Stelle des ‚toten‘ Gottes gesetzt. Gott ist beim späten Nietzsche nicht einfach tot, er setzte sich selbst an seine Stelle. Indem hier jedes jenseitige ‚Mehr‘ verloren geht, kommen auch weite Teile der Menschheit unter die Räder. Beides geht bei Nietzsche Hand in Hand. Ich würde daraus schließen: Wenn die Kirche die Stimme der vom Missbrauch Betroffenen nicht als ‚locus theologicus‘ begreift, dann ist sie und der Glaube an Gott ‚tot‘.

Literatur

- Jan-Heiner Tück: Die Vereinnahmungsfalle. Missbrauchs-betroffene dürfen nicht theologisch funktionalisiert werden, in: Herder Korrespondenz 3/2022, S. 46–48.
- Gianni Vattimo: Glauben – Philosophieren, Stuttgart 1997/2003; Milano 1996.

„Das Problem liegt nicht in einer falschen Gewichtung der ‚Orte‘, sondern darin, dass ihre Gewichtung absolut gesetzt wird.“

Patrick Becker

